Christina Harms

Der Anspruch auf den Status als Mensch

Ingrid Jungwirth (2007) Zum Identitätsdiskurs in den Sozialwissenschaften. Eine postkolonial und queer informierte Kritik an George H. Mead, Erik H. Erikson und Erving Goffman. Bielefeld: Transcript-Verlag (407 S., 33,80 Euro).

Ist Identitätssuche normativ?

Was ist menschlich? Wer ist der Mensch? Wer gehört zur Menschheit dazu? Diese Fragen wurden stets im Angesicht von wahrgenommenen gesellschaftlichen Krisen gestellt. Die Antworten führen Jungwirth zu verschiedenen Identitätsdiskursen der letzten hundert Jahre. Mit Hilfe einer Diskursanalyse untersucht sie die Inter- und Spezialdiskurse über den Identitätsbegriff in den Sozialwissenschaften (seit Ende des 19. Jh.), auf der politischen Ebene (Institutionalisierung der UNO) sowie in den so genannten Neuen Sozialen Bewegungen (hier: Dekolonialisierungs-, BürgerInnenrechts- sowie feministische Bewegungen).

Ihre Herangehensweise stützt sich auf postkoloniale (z.B. Hall, Spivak) und queer (z.B. Sedgewick, Butler) KritikerInnen, die sich seit Jahren mit Begriffen und machtdurchdrungenen Gegensätzen wie weiß/nicht-weiß, männlich/weißlich, zivilisiert/barbarisch auseinandersetzen, durch die eine Hierarchisierung von Menschen legitimiert wird. Gemeinsames Ziel Jungwirths und der KritikerInnen ist die Hinterfragung des Entwurfs vom "Menschen" und der "Moderne" mit deren Anspruch auf Allgemeingültigkeit. In Referenz zu Foucaults Analyse der Subjektivierungsweisen fordert Jungwirth, diese als "Form der Unterwerfung" (35) unter vorgegebene Normen zu begreifen. Sie identifiziert die "Frage der Identität" als "Effekt des Normalismus" (35, in Anlehnung an Link (1997)) und postuliert, dass auch die "Verbreitung und Vervielfältigung der Rede von Identität als Effekt von Normalisierung zu analysieren" (37) sei; Die vielfach gestellte Forderung an das Individuum nach Identitätssuche, "normaler" Identitätsentwicklung und eindeutiger Identität stelle daher eine Tautologie dar: "[D]ie Rede von Identität ist notwendig, da sie eine Notwendigkeit ist" (31).

Ordnungen des Wissens – Die Konstruktion des "Menschen"

In ihrer Analyse widmet sich Jungwirth v.a. den Ordnungen des Wissens: Sie untersucht den Identitätsdiskurs auf den Schwellen der Epistemologie, der Wissenschaftlichkeit sowie der Formalisierung – je repräsentiert durch Mead, Erikson und Goffman, die bis heute den sozialwissenschaftlichen Kanon prägen. Ihr Interesse gilt den Bedingungen, die die verschiedenen Identitätsdiskurse hervorgebracht haben, sowie den Bedeutungen und normativen Forderungen dieser Diskurse.

Die Schwelle der Epistemologisierung situiert Jungwirth Ende des 19. Jahrhunderts mit der Forderung der US-amerikanischen Politik an die Sozialwissenschaften, Analysen und v.a. "Antworten" auf die erstmals als zu behandelndes Problem wahrgenommene Soziale Frage und dahinter stehende gesellschaftliche Krisen zu produzieren. Mead entwickelt eine Theorie des Bewusstseins und des Selbst, die er in expliziter Abgrenzung zu metaphysischen Theorien in der Biologie verankert: Die "physiologische" (374) Geschlechterdifferenz wird als konstitutives Element sowohl "des Menschen" als auch von Gesellschaftlichkeit definiert – "jedenfalls für Frauen führt das Ignorieren von Generativität als Motiv des Handelns zum Verfehlen der Gesellschaftlichkeit" (374), wodurch ein paradoxer und unendlich flexibler Ausschließungsmechanismus entstanden ist.

Als kennzeichnend für die folgende Schwelle der Wissenschaftlichkeit verweist Jungwirth auf Identitätsmodelle, die Personenkategorien herstellen, z.B. die Kategorien Jugend (sowohl als Bedrohung gesellschaftlicher Werte wie als Hoffnungsträger der Nation) oder (Haus-)Frauen. Diese Modelle begründen gesellschaftlich existierende Normen wissenschaftlich – und legitimieren sie dadurch (vgl. 365), so dass von sozialen AkteurInnen erwartet werden kann, diese vermeintlich in ihrer 'Natur' liegenden Normen zu internalisieren. Anhand der Diskurse zu Nationalcharakter und Gender verweist Jungwirth auf die zentrale Rolle, die der Differenz von nature und nurture zugeschrieben wird. So definiert Erikson eine gelungene Identitätsentwicklung als eine eindeutige (heterosexuelle) geschlechtliche Identifizierung sowie als eine Synthese von Gruppen- und Ich-Identität. Daneben identifiziert Jungwirth die Kategorien Geschlecht, Normen, Einheit und Entwicklung – Letztere gerade im Rahmen der Dekolonialisierung, aber auch in Bezug auf den innergesellschaftlichen Status als 'Mensch' und 'Bürger(in)' – als die organisierenden Elemente der damaligen Identitätsdiskurse. Entscheidend ist, dass "mit dem Entwurf von Identitätsmodellen auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit die Transformation sozialer Ungleichheit in einen Unterschied der Identitätsentwicklung" (370) umdefiniert wird, wodurch die Frage nach den Bedingungen existierender Machtverhältnisse ausgeblendet wird. Dieser Prozess wird von den Neuen Sozialen Bewegungen aufgedeckt und kritisiert, um darauf aufbauend ihren Anspruch auf den Status als "Mensch' und damit rechtliche Gleichbehandlung zu begründen. Eder (2000) folgend zeigt Jungwirth jedoch, dass in den Neuen Sozialen Bewegungen ein Identitätsdiskurs geführt wird, der "ebenfalls (...) Homogenität nach innen und Abgrenzung nach außen" (19) produziert, um auf diese Weise kollektives politisches Handeln zu organisieren. Trotz gegenteiliger Intentionen führen die verschiedenen Identitätsdiskurse laut Jungwirth zu einer Konventionalisierung der proklamierten Normen und verursachen Naturalisierungseffekte (vgl. 375).

Abschließend beruft sich die Autorin auf Goffmann, Butler und Spivak als RepräsentantInnen der Schwelle der Formalisierung des Identitätsdiskurses. Charakteristisch sind eine Verschiebung des Untersuchungsgegenstandes von den Darstellenden zur Darstellung selbst (Goffman) sowie die performative Hervorbringung von Identität (Butler, Spivak). Von Bedeutung sind die Bedingungen der Herstellung von Darstellung bzw. Identität, während eine Rückkopplung an eine 'Natur' abgelehnt wird.

Dennoch wird weiterhin in vielen anderen Diskursen an einem essentialistischen Identitätsbegriff festgehalten. Jungwirth erklärt dies mit dem Wunsch "Bedeutungen aus dem Bereich des Metaphysischen und des Religiösen auf[zurufen, die, C.H.] (...) Ursprungserzählungen ermöglich[en]" (32 f). Sie sieht keine Möglichkeit, das Identitätskonzept an sich im Sinne eines sozialkonstruktivistisch oder dekonstruktivistisch "geläuterten" (32) Identitätsbegriffs zu "verbessern". Stattdessen verweist sie auf die Möglichkeit politische Repräsentationen "im Namen von VerUneindeutigung (gegen das Ziehen von Grenzen und Abschließen von Einheiten) und Destabilisierung der binär-hierarchischen Geschlechter- und Sexualitätsdiskurse" (375) zu entwerfen. Als weitere Strategien nennt sie solche der Denormalisierung und der Enthierarchisierung, die zu einer "Normalität im Sinne von flexibel veränderlichen Verhaltensanforderungen an soziale AkteurInnen" (377) führen sollen. Leider führt sie weder konkrete Beispiele an noch fragt sie, ob nicht auch diese Strategien ihrerseits in normierenden und normativen Identitätsdiskursen resultieren können. Es bleibt wohl bei einem Widerstand gegen die Zuschreibung einer 'Natur'.

Ein facettenreiches Kaleidoskop

Mit diesen Vorschlägen kommt Jungwirths detaillierte Diskursanalyse an ihr Ende. Sie belohnt LeserInnen durch ein Kaleidoskop an historischen Ein- und Überblicken. Ihrer Forderung nach einer deutschlandspezifischen Wissenschaftskritik durch Diskursanalyse ist unumstritten zuzustimmen. Bedauerlich ist jedoch, dass sie sich selbst auf stichwortartige Verweise auf Carl Schmitt, die 1968er und die Wertedebatte der 1980er beschränkt – und sich stattdessen mit Exkursen zu dem kolonialisierten Indien zufrieden gibt. Ein großes Manko, das die Lesefreude (beträchtlich) trübt, sind ihre zahlreichen langatmigen Wiederholungen von Beispielen und Thesen, die sie bereits an anderer Stelle in dieser Veröffentlichung eingehend dargelegt hat. Dennoch: Wer dieses Werk liest, wird zukünftig Identitätsdiskurse aus einem neuen Blickwinkel betrachten.